



Die Kunst des Einfachen: Zehn Vorschläge für einen guten wissenschaftlichen Schreibstil

Zusammenfassung:

Wissenschaftlich schreiben ist keine Wissenschaft für sich – auch wenn wissenschaftliche Texte manchmal diesen Eindruck vermitteln. Dabei fordern gerade komplexe Themen, wie sie in der akademischen Welt oft beachtet werden, eine klare und verständliche Darstellung. Wissenschaftler sollten ihre Erkenntnisse nicht nur Kollegen, sondern auch Laien nachvollziehbar vermitteln können. Dies gilt für die meisten Textsorten in der Wissenschaft, nicht nur für Beiträge in Branchen- und Fachzeitschriften, sondern auch für wissenschaftliche Haus- und Examensarbeiten. Dabei ist weniger oft mehr – viele der bekannten Stilsünden in der wissenschaftlichen Literatur (zum Beispiel überkomplexe Grammatik, exzessiver Fremdwortgebrauch, Nominalisierungen und Wortmonster) verschleiern den gedanklichen Gehalt eher als dass sie ihn klar hervortreten lassen. Dabei ist manches Geschmackssache – anderes jedoch schlicht falsch.

Für viele Menschen sind wissenschaftliche Bücher gleichbedeutend mit unverständlichen Büchern. Und viele Wissenschaftler sehen dies anscheinend selbst so: Sie verschleiern den gedanklichen Gehalt ihrer Texte zum Beispiel durch Wortneuschöpfungen (Neologismen), gewundene Schachtelsätze und Wortmonster. Manchmal gewinnt man bei der Lektüre wissenschaftlicher Publikationen den Eindruck, als versuchten die Autoren einen Preis für komplexe Grammatik zu gewinnen, obwohl sie eigentlich erklären und anschaulich machen sollten. Wissenschaft ist schon kompliziert genug – es ist nicht nur nötig, sondern auch wohltuend, wenn die Darstellung wissenschaftlicher Theorien, Arbeitsprozesse und Erkenntnisse zwar nicht übermäßig vereinfacht, aber doch verständlich ist. Die Regel ist so einfach wie richtig, wenn auch etwas zugespitzt: Die Kunst des Schreibens ist es nicht, einfache Dinge kompliziert auszudrücken – diese Strategie mag für Poeten gut sein, für Wissenschaftler ist sie es nicht. Die große Kunst ist vielmehr, komplizierte Dinge einfach auszudrücken. Arthur Schopenhauer schrieb dazu:

„Und doch ist nichts leichter, als so zu schreiben, dass kein Mensch es versteht, wie hingegen nichts schwerer, als bedeutende Gedanken so auszudrücken, dass sie jeder verstehen muss.“

Der römische Redner Marcus Tullius Cicero klagte einst in seinem Buch „Orator“, einer theoretischen Schrift zur Rhetorik, dass selbst in berühmten Texten „(...) so viele dunkle, unverständliche Sätze“ enthalten sind, „(...) dass sie kaum zu verstehen sind (...)“. Und gerade das sei ja der größte Fehler, wenn man möchte, dass man verstanden wird. Cicero predigte die Generalforderung an das Schreiben: die Verständlichkeit. Ohne Verständlichkeit ist die Vermittlung von Gedanken zum Scheitern verdammt. In seinem Hauptwerk „De oratore“ legt Cicero dar, wie Verständlichkeit erreicht werden kann: „(...) durch korrektes Sprechen, durch Worte, die gebräuchlich sind und treffend das bezeichnen, was wir ausdrücken und erklären wollen, ohne Doppelsinn in Wort und Ausdrucksweise, durch Vermeiden allzu langer Perioden und weit ausgesponnener Metaphern (...), durch Verzicht auf die Zerstückelung von Sätzen, Verkehrung im Gebrauch der Zeiten, Verwirrung der Personen und Störung in der Reihenfolge.“ Um verständlich zu sein, muss Sprache eindeutig sein, nicht zweideutig; sie muss anschaulich und klar sein. Dazu noch einmal Cicero, diesmal ein Zitat aus seinen „Partitiones oratoriae“: „Die Ausdrucksweise soll durchsichtig, kurz, einleuchtend, anschaulich und eingängig sein.“

Zugegeben: Das hört sich einfacher an, als es ist. Ohne einen gewissen Aufwand, ohne wiederholtes Prüfen, Feilen, Nachdenken, Umstellen kommt ein guter Stil nicht zustande. Viele, die ihre ersten wissenschaftlichen Texte schreiben, müssen sich erst daran gewöhnen, dass sie nicht mehr ihren Leistungskurs-Lehrer in Deutsch mit gedrehten Wortkaskaden beeindrucken, sondern dass sie sich in einen einfachen Stil „hineinarbeiten“ müssen. Glücklicherweise kann man jedoch einige Regeln aufstellen, die dabei helfen, den Forderungen Ciceros nachzukommen.



Die erste Regel lautet:

Der Text sollte nüchtern, distanziert und sachlich sein. Der Dramatiker Bertolt Brecht schrieb einmal, er arbeite an der „Entkunstung“ seiner Texte. Er wollte seine Formulierungen von Schwulst und unnötigem sprachlichen Ballast befreien. Auch wissenschaftliche Arbeiten sollten „entkunstet“ sein. So sind beispielsweise Floskeln („So kam es, wie es kommen musste“) und Pathos („ein Stern am Himmel der Kommunikatorforschung“) in wissenschaftlichen Texten ebenso überflüssig wie Füllwörter (zum Beispiel „nämlich“). Gerade Pathos und Wertungen sind in wissenschaftlichen Texten problematisch: Wer eine Literaturarbeit schreiben muss, ist immer auf Quellen angewiesen. Mitunter findet dann eine gewisse Ansteckung statt: Die Arbeiten nehmen den Stil der Quelle an, klingen zum Beispiel autobiografisch, großväterlich oder kumpelhaft, enthalten Liebesbekundungen und erwecken den Eindruck, als sei der Autor mit dem Objekt seiner Analyse gut bekannt. Für eine wissenschaftliche Arbeit ist Distanz jedoch unabdingbar, der Autor soll sich nicht gemein machen mit seinem Analyseobjekt. Und gedankliche Distanz dokumentiert sich in sprachlicher Distanz: Jubel („Heinrich Heine war der größte Publizist aller Zeiten“), Verdammnis („Heinrich Heine war ein miserabler Liebhaber“) und ähnliche Wertungen sind in einer wissenschaftlichen Arbeit unbedingt zu vermeiden. Dabei ist es einfach, solche Fehler zu umgehen: Man verweist auf seine Quelle und wahrt die Distanz. Anstelle von Formulierungen wie „Heinrich Heine hatte einen wunderbaren Essaystil“ bieten sich Wendungen an wie „Der Großteil der Experten attestiert Heinrich Heines Essays hohe Qualität“. Ähnlich vorsichtig sollte man auch bei Übertreibungen sein: Pathos und unzulässige Wertungen treten bisweilen auch unauffällig auf. Wenn etwas riesig, gigantisch oder gar titanisch ist, bemerkt man die Übertreibung schnell; wenn etwas ungemain, immens oder enorm ist, muss man genauer hinschauen, um die Übertreibung zu bemerken. In der Regel sind solche Adjektive überflüssig.

Nüchternheit und Distanz erfordern auch einen Verzicht auf Sprichwörter („Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben“), erstaunte Ausrufe („Doch mitnichten!“) oder Fragefloskeln („Doch was machte Lazarsfeld? Er erfand das Panel!“). Verzichten sollte man auch auf affirmative Füllwörter wie „natürlich“ und „selbstverständlich“. Denn die wenigsten Dinge sind für einen Leser wissen-

schaftlicher Texte selbstverständlich oder natürlich. Außerdem sind Verallgemeinerungen wie „alle“, „immer“, „jeder“, „stets“ gefährlich. Diese Wörter enthalten oft unzulässige Generalisierungen. Wer sie verwendet, dem kann leicht widersprochen werden: Der Student schreibt: „Joseph Goebbels war immer von einem brennenden Ehrgeiz angetrieben“. Der Professor fragt zurück: „Immer? Auch beim Brötchenschmieren?“ Übrigens: Ehrgeiz ist absolut ausreichend, er muss nicht noch brennen. Es ist im Rahmen dieses Kapitels nicht möglich, alle potenziellen Stilschwächen aufzuzählen; im Zweifelsfall frage man sich, ob die verwendete Wendung wirklich notwendig und ausdrucksstark ist. Wenn nicht, dann sollte man sie auch nicht verwenden.



Fotograf: H. Lutz

Die zweite Regel lautet:

Fremdwörter sollen nur benutzt werden, wenn es notwendig und sinnvoll ist. Dies gilt nicht für allgemein übliche Fachtermini (zum Beispiel „Agenda Setting“). Lässt sich der Einsatz von Fremdwörtern nicht vermeiden, dann müssen sie nachvollziehbar erklärt und im gesamten Text ohne Abweichung verwendet werden. Ein Durcheinander bei der Verwendung von Fremdwörtern ist unbedingt zu vermeiden. Auch wenn man es anders gelernt hat: Ein variabler Sprachstil mit vielen Synonymen und wechselndem Sprachgebrauch kann in wissenschaftlichen Texten manchmal mehr schaden als nützen. Es ist besser, man wiederholt sich in seiner Wortverwendung und bleibt auf diese Weise inhaltlich eindeutig. Es ist nicht nötig, mit dem eigenen Wortschatz zu protzen. Darüber hinaus sollte man englische Modewörter (Anglizismen)¹ unbedingt vermeiden, wenn es adäquate deutsche Wörter gibt. Es ist eine deutsche Untugend, dass wissenschaftliche Texte oft mit überflüssigen Fremdwörtern und fremdsprachlichen Modebegriffen durchsetzt sind.



Die englische oder amerikanische Forschungsliteratur hebt sich dagegen wohltuend vom Wortgeschraube deutscher Fachpoeten ab. Die Losung muss lauten: Solange der übliche Wortgebrauch den Gegenstand oder Zusammenhang problemlos und allgemeinverständlich darstellen kann, sind keine Fremdwörter nötig. Sie sollten nur dann zum Einsatz kommen, wenn man an Präzision, Klarheit und Verständlichkeit gewinnen kann. Übrigens: Wer nicht aufpasst, kann sich durch den Einsatz von Fremdwörtern auch lächerlich machen. Eine falsche Schreibweise oder ein inhaltliches Missverständnis kann den Verfasser schnell als Blender dastehen lassen. Als der Fußballprofi Bruno Labbadia einst zum Besten gab, die Medien hätten „alles hochsterilisiert“ bog sich die Republik vor Lachen. Wenn man also nicht sicher ist, wovon man spricht, sollte man auch keine Fremdwörter benutzen.

Die dritte Regel lautet:

Den Nominalstil so gut es geht vermeiden. Mit Nominalstil ist eine Art zu Schreiben gemeint, bei der übermäßig viele Substantive verwendet werden. Auch diese Unsitte ist in der Wissenschaft weit verbreitet. Anstatt

beispielsweise das Handeln von Menschen aktiv zu beschreiben, werden Hauptwörter eingesetzt, weil sie die Ausdrucksweise (vermeintlich) verkürzen. Nicht zuletzt deshalb ist besonders die Sprache der Juristen und der Verwaltung voll von Nominalisierungen. Da wird zum Beispiel „die Mitteilung gemacht, dass ein Prüfverfahren in Vollzug gesetzt wurde“ oder dass die „Umsetzung einer Baumaßnahme unter Berücksichtigung laufender Raumordnungsverfahren eine Unterbrechung ohne zeitliche Begrenzung erfordert“. Man sieht: Nominalstil ist erkennbar an Nomen. Und Nomen kann man im Deutschen unter anderem an ihren Endungen erkennen. Wenn in einem Satz viele Wörter mit -heit, -keit oder -ung vorkommen, dann liegt der Nominalstil vor. Auch in der Wissenschaft ist dieser unschöne Stil häufig anzutreffen.² Dabei wird ein Text auch dann verständlicher, wenn man versucht, sich so lebendig wie möglich auszudrücken. Um Nominalisierungen zu vermeiden und seinen Text lebendig zu gestalten, sollte man so oft es geht Verben benutzen und sich einen aktiv beschreibenden Stil angewöhnen. Es gibt einen einfachen Trick: Stellen Sie sich vor, Sie müssten einem Ausländer mit mittelmäßigen Deutschkenntnissen oder einem gänzlich Unkundigen erklären, was Sie meinen. Wer wür-

de dann wohl von der „In-Vollzug-Setzung eines Prüfverfahrens durch das Gericht“ sprechen und nicht vielmehr sagen: „Das Gericht prüft“? Selbstverständlich ist hier Vorsicht angeraten: Man kann seinen Sprachstil zwar mit solchen Tricks in vielen Punkten entrümpeln, zum Beispiel nicht nur, wenn man Nominalisierungen ausmerzen, sondern auch seine Fremdwortverwendung überprüfen möchte. Aber man muss sich davor hüten, in einen allzu simplen Stil bzw. in eine Kindersprache abzurutschen. Schließlich sind die Adressaten wissenschaftlicher Texte in der Regel anspruchsvolle Lektüre gewohnt und erwarten ein gewisses sprachliches Niveau.

Die vierte Regel lautet:

Es gibt Formulierungen, die gibt es nicht. Leider haben sich manche Wendungen im deutschen Sprachgebrauch eingebürgert, die nicht nur überflüssig, sondern auch falsch sind. Es gibt keinen „einzigen“ Fall: Einzig ist schon Superlativ, einziger geht nicht. Man sollte – auch um nüchtern, sachlich und distanziert zu schreiben – bei der Verwendung von Steigerungsformen vorsichtig sein: Auch einen „maximalsten“ Output gibt es nicht, egal wie groß er tatsächlich ist.

Häufige Fehler sind auch doppelte Verneinungen. Sie sind zwar nicht im grammatischen Sinn falsch, aber unnütz, schwammig und irreführend: Wer etwas „nicht unerheblich“ findet, will damit sagen, dass er es erheblich findet, sich aber nicht traut.

Sprachlich falsch und obendrein unästhetisch sind auch Wendungen, die dazu dienen, sprachhistorisch gewachsene männliche Ausdrucksformen (Schüler, Besucher) „geschlechtlich“ zu neutralisieren, indem ihnen die Endung -Innen angehängt wird. Grundsätzlich ist das Anliegen dahinter richtig und wichtig. Allerdings gibt es Wörter wie das Wort „SchülerInnen“ nicht – und es sollte sie aus ästhetischen Gründen auch nicht geben. Wer seiner anti-sexistischen Haltung Ausdruck geben möchte, kann nach neutralen Formen suchen (Studierende statt Studenten) oder nennt die männliche und die weibliche Form (Schülerinnen und Schüler). Allzu häufig sollten solche Doppelnennungen allerdings nicht in Texten auftauchen, da diese sonst schnell unleserlich werden.³

Die fünfte Regel lautet:

Gehen Sie sparsam mit Adjektiven um. Der Grund ergibt sich aus den vorherigen Regeln – Adjektive

Nüchternheit und Distanz –
gedanklich wie sprachlich



eignen sich unter anderem zur Steigerung und zur Wertung, beide Mittel sollten in wissenschaftlichen Texten vorsichtig eingesetzt werden. Wenn man sich die Mühe macht, alle Adjektive aus seinem Text zu entfernen, wird man bemerken, dass viele nicht notwendig sind. Eine Überraschung muss nicht groß sein, um zu überraschen, ein Untergang ist in der Regel endgültig, man muss es nicht noch betonen. Eine grundlegende Basis ist ebenso Unsinn wie eine vorangestellte Einleitung. Es gibt viele solcher Beispiele, und zwischen einem unnötigen Adjektiv und einer Tautologie – und somit einem Fehler – besteht oft kein Unterschied: Tautologien können offensichtlich und gut bekannt sein, wie der „weiße Schimmel“, sie können aber auch so alltäglich und unauffällig sein, dass man schon genau hinsehen muss: Eine Naturkatastrophe ist ein großes und schweres Ereignis, aber selbst Journalisten neigen dazu, von schweren, heftigen oder großen Naturkatastrophen zu sprechen. Doch solange es keine leichten, harmlosen und kleinen Naturkatastrophen gibt, kann man auf entsprechende Adjektive getrost verzichten – Katastrophen sind per se katastrophal.

Die sechste Regel lautet:

Wortmonster strikt meiden! Wortmonster entstehen, wenn man Hauptwörter zusammensetzt. Inaugenscheinnahme, Produkthaftungsrichtlinie, Energieanlagenzahlbetrag, Arzneimittelausgabenbegrenzungsgesetz, Gewerbesteuerhebesatz – schon beim Lesen bleibt man an diesen Wortmonstern hängen. Vor allem die Juristen- und Verwaltungssprache ist von zusammengesetzten Hauptwörtern verseucht. Sie hemmen den Lesefluss und sorgen für Verdruss – schädlich für die Verständlichkeit. Wortmonster erkennt man nicht nur an der Anzahl der enthaltenen Hauptwörter (oft drei oder mehr), man erkennt sie auch daran, dass sie inhaltlich schwer verständlich oder nichtssagend sind: Ein „Perspektivenentwicklungsprozess“ ist eine unschöne und schwammige Worthülse, eine „Geschlechterdemokratie“ produziert beim normalen Leser nichts als Fragezeichen. Schlimm wird es, wenn aus Wortmonstern Wortketten entstehen, eine Folge des Nominalstils: Der Knappheit wird die Verständlichkeit geopfert („Durchführungsverordnung zum Bundesraumordnungsgesetz“).

Die siebte Regel lautet:

Was für Wörter gilt, hat auch für Sätze zu gelten.

Nicht nur Wörter sollen richtig, klar, verständlich, eindeutig und nüchtern sein, auch der Satzbau sollte nach diesen Prinzipien gestaltet werden. Der Satzbau dient der Darlegung der Gedanken – wo keine klaren Gedanken sind, kommt selten ein klarer Satzbau zustande. Dieser Einwand ist schwerwiegend, denn an der Klarheit der Sprache lässt sich auch die Klarheit des Denkens ablesen. Sätze müssen daher dem Gedankengang des Autors folgen, das heißt sie müssen ausdrücken, was er ausdrücken möchte, und so aufeinander aufbauen, dass eine logische Folge von Argumenten entsteht.

Beim Schreiben muss man sich auch klarmachen, dass Sätze gestrichen werden können, die keinen Inhalt transportieren – sie sind überflüssig. Es gibt

jedoch eine Ausnahme: Neben Sätzen, die wissenschaftlich relevante Inhalte vermitteln, gibt es in Texten auch Sätze, die

der Verständlichkeit dienen, ohne dass substantiell Neues oder Wesentliches zur Sprache kommt, zum Beispiel Einleitungen, Überleitungen oder kurze Zusammenfassungen. Solche Funktionssätze haben eine Daseinsberechtigung, die unmittelbar aus der Verständlichkeitsforderung hervorgeht: Helfen sie dem Leser beim Verständnis des Geschriebenen, unterstützen sie seine Erinnerung und strukturieren sie den gedanklichen Gehalt des Textes, sind sie sinnvoll. Ansonsten kann auch hier auf Fülle verzichtet werden – Stringenz sollte im Vordergrund stehen.

Insgesamt sollten Sätze in wissenschaftlichen Texten gleich beim ersten Lesen verständlich sein. Damit dies gelingt, empfiehlt es sich, kurze Sätze zu verwenden und mit Nebensätzen zu sparen. Dies mag jene verwundern, die bisher – auch auf Basis eigener Leseindrücke – davon ausgegangen sind, wissenschaftliche Texte müssten Schachtelsätze enthalten und so kompliziert sein, dass nur Fachkollegen mit einem einzigen Lesedurchgang auskommen. Texte, die einen solchen Eindruck hinterlassen, mögen wissenschaftlich gehaltvoll sein, gut geschrieben sind sie in der Regel nicht.

Die Achte Regel lautet:

Wissenschaftliche Texte erfordern eine besondere „Erzählperspektive“. Anders als in Romanen mit Ich-Erzähler ist die „Ich-Perspektive“ in einer wissenschaftlichen Arbeit nur in Ausnahmefällen akzeptabel. Ausnahmefälle sind Passagen, die der



Autor besonders betonen möchte, und die Einleitung, wo der Autor eventuelle Motive seiner Forschung oder seine Vorgehensweise durchaus im „Ich-Stil“ erklären darf. Doch selbst hier ist es möglich und meist auch eleganter, auf einen anderen Stil auszuweichen: statt „Im zweiten Teil der Arbeit erläutere ich die empirische Vorgehensweise“ besser „Im zweiten Teil der Arbeit wird die empirische Vorgehensweise erläutert“. Texte, in denen oft die Ich-Form verwendet wird, wirken schnell peinlich oder aufdringlich. Der Eindruck entsteht, der Autor habe ein überbordendes Selbstbewusstsein. Der gegenteilige Eindruck hingegen entsteht dann, wenn die Ich-Form bei Schlussfolgerungen angewendet wird: „Ich bin eher der Auffassung ...“, „Meiner Meinung nach ...“ – solche Wendungen vermitteln ein gewisses Maß an Unsicherheit. Besser klingen Formulierungen wie „Daraus ergibt sich ...“ oder „Es wird erkennbar ...“ und ähnliche Wendungen. Auch der professorale „Wir-Stil“ ist mittlerweile aus der Mode gekommen. Man findet Satzanfänge wie „Wir können schlussfolgern ...“ oder „Wir können erkennen ...“ meist in der älteren Literatur oder bei akademischen Honoratioren, doch auch hier kann man leicht auf nüchternere, distanziertere und deutlich weniger gönnerhafte Wendungen ausweichen – mit deutlichen Gewinnen für die Qualität des Textes.

Die neunte Regel lautet:

Schreiben Sie motivierend, das heißt, halten Sie den Leser bei der Stange. Dies geht zum einen, indem Sie anschaulich, griffig und „knackig“ formulieren. In bestimmten Wissenschaften, zum Beispiel der Theologie, der Philosophie oder bestimmten Philologien, wird oft weder anschaulich noch griffig oder gar „knackig“ formuliert – zum Leidwesen der Leser.⁴ Dies ist auch in älterer Literatur bisweilen ein Problem.

Meiden Sie zunächst Allgemeinplätze – also Formulierungen, die man schon deshalb nicht braucht, weil sie allgemein Bekanntes vortragen und abgegriffen sind (zum Beispiel die „wachsende Informationsflut im Onlinezeitalter“). Versuchen Sie, Ihre zentralen Botschaften in griffige Formeln zu gießen und mit treffenden Bezeichnungen (Schlagworten) zu munitionieren. Das größte Kompliment an einen Autor ist es, wenn sein Leser später die zentralen Botschaften wiedergeben kann. Hilfreich sind zum Beispiel griffige Kapitelüberschriften, die zum Lesen motivieren und Spannung

erzeugen. Und überall, wo es sinnvoll ist, sollten unbedingt veranschaulichende Beispiele verwendet werden, denn sie regen das Vorstellungsvermögen der Leser an, sind lebendig und einprägsam.⁵

Die zehnte Regel lautet:

Vergessen Sie einige der Regeln, wenn Sie merken, dass für die relevanten Adressaten (bei Studierenden zum Beispiel der Betreuer einer Examensarbeit; in einem Unternehmen zum Beispiel der Vorstand) einen diametral anderen Stil favorisieren. Sie müssen sich an Ihren Lesern orientieren und daran, was diese für wichtig halten. Bevorzugen Ihre Adressaten einen Stil, der substantiell von den Vorschlägen in diesem Leitfaden abweicht, dann dürfen Sie sich ruhig etwas anpassen. Aber achten Sie darauf, dass Sie nicht „eklektisch“ schreiben: Ihr Stil darf keine schlechte Imitation eines anderen Stils werden, erst recht nicht, wenn Sie ihn nicht vollends beherrschen – auf diese Weise für Erheiterung beim Leser zu sorgen, ist gefährlich. Ihr eigener Stil sollte aus einem Guss sein, organisch und „rund“ wirken. Wechseln Sie daher auch nicht spontan Ihren Stil, die Länge Ihrer Sätze, das Niveau Ihrer Sprache, Ihre „Erzählperspektive“ oder die verwendeten Zeiten (Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft).

Leitfragen zum Sprachstil

- Was will ich dem Leser sagen? Was ist meine Botschaft?
- Verstehe ich mich selbst, nachdem ich meinen Gedanken aufgeschrieben habe?
- Passt meine Formulierung zu meinen Gedanken?
- Kann mich der gedachte Adressat ohne Schwierigkeiten verstehen?
- Sind meine Argumente klar, einleuchtend und nachvollziehbar?
- Ist der Text sachlich und distanziert?
- Gibt es eine im Einzelfall noch präzisere, treffendere und griffigere Formulierungsalternative als die gewählte?
- Kann ich den Text noch kürzen, ohne den Sinn zu entstellen?
- Kann ich einzelne Wörter (zum Beispiel Adjektive) und Sätze bzw. Halbsätze streichen?
- Habe ich Fremdwörter und Fachbegriffe sparsam und durchgängig gleichförmig verwendet?
- Enthält der Text noch Nominalisierungen, Wortmonster, Übertreibungen, überflüssige Steigerungen, Allgemeinplätze etc., die getilgt werden müssen?
- Habe ich anschaulich genug geschrieben und Beispiele im Text verwendet?



Und lassen Sie sich nicht zu sehr vom Stil Ihrer Quellen oder Bezugspersonen anstecken, wenn das dazu führt, dass Sie andauernd zwischen verschiedenen Stilen springen.

Endnoten

- 1 Der Verein Deutsche Sprache e. V. wählte 1997 Jil Sander zur „Sprachschusterin“ des Jahres. Hier ein Kleinod von Jil Sander, entnommen einer Ausgabe des FAZ-Magazins aus dem Jahr 1996: „Mein Leben ist eine giving-story. Ich habe verstanden, dass man contemporary sein muß, das future-Denken haben muß. Meine Idee war, die hand-tailored-Geschichte mit neuen Technologien zu verbinden. Und für den Erfolg war mein coordinated concept entscheidend, die Idee, dass man viele Teile einer collection miteinander combinieren kann. Aber die audience hat das alles von Anfang an auch supported. Der problembewußte Mensch von heute kann diese Sachen, diese refined Qualitäten mit spirit eben auch appreciate. Allerdings geht unser voice auch auf bestimmte Zielgruppen. Wer Ladyisches will, searcht nicht bei Jil Sander. Man muß Sinn haben für das effortless, das magic meines Stils.“ Im Übrigen grassiert in Deutschland ein weiterer, peinlicher Anglizismus: der „Idioten-Apostroph“. Im Englischen bezeichnet der Apostroph vor dem „s“ den Einsatz des Genitivs. „His master's voice“ bedeutet „Die Stimme seines Herrn“. Wer allerdings im Deutschen den Apostroph zur Bezeichnung des Plurals verwendet („Reduziert, tolle CD's“), der offenbart sich als gänzlich unkundig.
- 2 So schreibt zum Beispiel Niklas Luhmann in einem Aufsatz über öffentliche Meinung: „Themen können als institutionalisiert bezeichnet werden, wenn und soweit die Bereitschaft, sich in Kommunikationsprozessen mit ihnen zu befassen, unterstellt werden kann. Öffentlichkeit wäre demnach die *Unterstellbarkeit der Akzeptiertheit* von Themen.“ [Nominalisierungen kursiv hervorgehoben.]
- 3 Sätze wie „Die Lehrerinnen und Lehrer und Schülerinnen und Schüler freuen sich über ihre Besucherinnen und Besucher“ sind unbedingt zu vermeiden.
- 4 Der Philosoph Sir Karl Popper hat sich einmal daran gemacht, Texte von Fachkollegen zu analysieren und in einfache Worte

zu übersetzen – mit durchaus satirischen Ergebnissen: Adornos Satz „Die gesellschaftliche Totalität führt kein Eigenleben oberhalb des von ihr Zusammengefassten, aus dem sie selbst besteht“ übersetzte Popper so: „Die Gesellschaft besteht aus den gesellschaftlichen Beziehungen.“ Adornos Ergänzung „Sie produziert und reproduziert sich durch ihre einzelnen Momente hindurch“ entblöbte Popper mit folgender Übersetzung: „Die verschiedenen Beziehungen produzieren irgendwie die Gesellschaft.“ Auch Habermas' Fachpoesie wurde durch Poppers scharfe Analyse ihrer sprachlichen Indifferenz entkleidet: Den Satz „Theorien sind Ordnungsschemata, die wir in einem syntaktisch verbindlichen Rahmen beliebig konstruieren“ übersetzte Popper mit „Theorien sollten nicht ungrammatisch formuliert werden; ansonsten kannst du sagen, was du willst.“ Und Habermas' Ergänzung „Sie erweisen sich für einen speziellen Gegenstandsbereich dann als brauchbar, wenn sich ihnen die reale Mannigfaltigkeit fügt“ wird bei Popper zu: „Sie sind auf ein spezielles Gebiet dann anwendbar, wenn sie anwendbar sind.“

- 5 Gute Beispiele für anschauliches Schreiben sind Paul Watzlawicks Buch „Wie wirklich ist die Wirklichkeit“ und Walter Lippmanns Klassiker „Public Opinion“. Beide Bücher sind nicht nur sprachlich schön, sondern hinterlassen beim Leser vor allem durch sorgfältig ausgewählte Beispiele und Anekdoten Eindruck.

Der Autor

Dr. Nikolaus Jakob M.A. ist Akademischer Rat am Institut für Publizistik der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Seine Forschungsschwerpunkte sind Politische Kommunikation, Rhetorik- und Persuasionsforschung, Öffentliche Meinung, Journalismusforschung und empirische Methoden.

Er ist Autor der preisgekrönten Studie „Öffentliche Kommunikation bei Cicero“ und Herausgeber der Forschungsbände „Wahlkämpfe in Deutschland – Fallstudien zur Wahlkampfkommunikation 1912–2005“ und „Sozialforschung im Internet: Methodologie und Praxis der Online-Befragung“.



Die Kathedrale und die Medientheorie. Eine Anmerkung

Gemeinhin wird der Beginn medientheoretischer Reflexionen und Diskussionen mit dem Aufkommen elektronischer Medien (dem Radio und dem Fernsehen) verbunden. In deutschsprachigen Textsammlungen (zum Beispiel Pias et al. 1999) beginnt der Überblick hinsichtlich Texten aus der Neuzeit häufig mit Walter Benjamin oder mit Bertold Brecht, der sich explizit auf das Radio bezogen hatte; regelmäßig wird mit Blick auf soziologische Fragestellungen auch auf Max Weber verwiesen. Die Autoren stehen heute relativ monolithisch für ihre Zeit; alle haben ihre Texte in den ersten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts publiziert (Weber 1911, Brecht 1932, Benjamin 1936).

Aus heutiger Sicht scheinen ansonsten noch Autoren aus der Antike eine gewisse Rolle zu spielen;

insbesondere wird immer wieder auf den Phaidros-Dialog des Platon verwiesen. Allenfalls aus philosophie- und religionsgeschichtlicher Perspektive tauchen gelegentlich Augustinus oder Thomas von Aquin auf. Sie spielen aber in medientheoretischen Kontexten kaum eine Rolle.

So naheliegend es ist, dass sowohl die Existenz (und die jeweils nicht lange zurückliegende Erfindung) der Schrift als auch der elektronischen Medien entscheidende Daten darstellen, die natürlich die medientheoretische Diskussion verändert haben und verändern, so sehr wundert, dass offenbar die Diskussion in der Folge der Erfindung des Buchdrucks heutzutage nur selten mit historischen Reflexionen und Quellentexten diskutiert wird. Fast scheint es, als habe es zwischen